

Taunus-Blätter

Unterhaltungs-Blätter / Geschichte und Heimatkunde
Wochen-Beilage zur Taunus-Zeitung

Kelkheimer- und
Hornauer Anzeiger

Nassauische Schweiz ❖ Anzeiger für Ehlthalen,
Eppenhain, Glashütten, Ruppertshain, Schloßborn

Falkensteiner Anzeiger
Fischbacher Anzeiger ❖

5. Jahrgang

Geschäftsstelle:
Dauvistr. 41

Freitag, den 2. Mai 1919

Bernprediger:
44 Königsstein

Nummer 13

Die Schlachten von 1918.

8. Teil.

Die strategische, taktische und moralische Lage der alliierten Armeen vor dem großen Angriff am 15. Juli.

Während die Deutschen sich in nutzlosen Angriffen erschöpften, zog der Gegner aus diesen Ereignissen bedeutende Lehren.

A. Ohne militärische Siege davonzutragen, hatte er doch andere Vorteile und zwar den größten Sieg, den man über sich selbst davonträgt. Er verwirklichte die Einheit seines Kommandos. Durch einstimmige Einwilligung der alliierten Regierungen und der Höchstkommandierenden der Alliierten wurde Marshall Foch Ende März zum alleinigen Höchstkommandierenden ernannt.

Seine Tätigkeit sollte sich schnell fühlbar machen. 1. Die moralische Wirkung. Der Einfluß dieses hohen Kriegsherrn ist bedeutend dank seines festen Charakters, welcher Vertrauen und Begeisterung um sich verbreitet, und dank seines leuchtenden Verstandes. Von diesen bewunderungswürdigen Eigenschaften machte er sowohl in den schwierigsten, als auch in den ruhigsten Stunden Gebrauch. 2. Die materielle Wirkung: Die Alliierten hatten nach der Ernennung des Marschall Foch nicht mehr 3 Armeen, sondern nur noch eine einzige. Die Deutschen bekamen das zu spüren. Im April, als die Engländer an der Lys angriffen, am äußersten rechten Flügel des Schlachtfeldes, begegneten sie schon nach einigen Tagen französischen Divisionen und der Hälfte der französischen Kavallerie, die in Eilmärschen aus der Gegend von Paris herbeigebracht worden waren. Diese Truppen, deren hervorragende Märsche stets in Erinnerung bleiben werden, hatten täglich 100—120 km zurückgelegt. Im Mai, einige Tage nach den Erfolgen der Deutschen gegen die französische Armee, befanden sich die deutschen Regimenter wieder vor amerikanischen Divisionen in der Gegend von Chateau-Thierry. Im Juni befanden sich bei einem gegen die Deutschen gerichteten Gegenangriff vom 11., der von in Eile herangebrachten französischen Truppen gemacht wurde, auch englische Panzerautos.

Zuletzt einige Tage nach dem deutschen Angriff vom 15. Juli, waren an dem linken Flügel des Schlachtfeldes französische mit amerikanischen Truppen gemischt und rechts waren Schottländer unter amerikanischen Truppen gemischt. B. In strategischer Hinsicht hatte das französische Oberkommando bedeutende Vorteile aus den Frühjahrsschlachten gezogen. Es gereicht dem Marschall Petain zur Ehre, daß er es verstand, auf rationelle und wissenschaftliche Weise die Defensivschlacht zu organisieren. Schon im Juni waren die Deutschen erstaunt, nur leichten Widerstand auf den ersten Linien zu finden. Nur an einigen vorderen Stellen von großer Wichtigkeit (wie Piemont, berühmt durch den hart-

nächtigen Widerstand einer französischen Kürassierdivision) — und vor den hinteren Stellungen, die stark besetzt waren, wurden die deutschen Angriffe aufgehalten. Das schlimmste passierte den Deutschen aber nicht bei den Schlachten vom 15. Juli. An allen Stellen der Champagne, von der Marne bis Suippes, fanden sie die ersten gegnerischen Linien sehr schwach verteidigt, an einigen Stellen sogar verlassen. Aber weit hinten, außer Schußweite ihrer Artillerie, hatten die Alliierten große frische, schaffelförmig aufgestellte Reserven, die die durch die Angriffe schon ermüdeten Truppen erwarteten. Dort erlitten diese dann schwere Verluste.

C. Vom taktischen Standpunkte aus war es dasselbe. Die Tanks wurden immer zahlreicher, die die Deutschen am meisten am 11. Juni bemerkten. Das Flugwesen entwickelte sich immer mehr und mehr und die Deutschen fühlten Tag für Tag die furchtbare Wirkung dieser Vermehrung.

D. Marschall Foch hatte auch für erhabene Reserven gesorgt. Er hatte ohne Zweifel der französischen Armee die schwierigsten Stellen der Schlacht aufgebürdet; bei den 2 ersten deutschen Angriffen kamen sie den Engländern zu Hilfe, und bei den beiden letzten Angriffen der Deutschen hatten sie fast ganz allein den Stoß auszuhalten. Aber in der Zwischenzeit vom 15. April bis 15. Juli konnten die Engländer dank dem Eingreifen der Franzosen neu aufgestellt werden durch neue Kräfte, die die englische Regierung nach dem Kontinent schickte. Und an amerikanischen Truppen landeten monatlich ungefähr 200—250 000 Mann. Diese Truppen, welche zuerst an ruhige Stellen der Front, z. B. in die Vogesen geschickt, wo sie weiter ausgebildet wurden, um dann nach einigen Wochen im Stand zu sein, an den großen Kämpfen teilzunehmen.

9. Teil.

Die alliierten Armeen hatten anfangs Juli, wenn man die Sache richtig ins Auge faßt, viel im Spiel. Ein berühmter Kriegsherr hatte das Kommando über alle Armeen verwirklicht. Die Technik der Defensivschlacht war endgültig festgelegt. Große Reserven an Menschen und Material waren zusammengebracht. Die Moral der alliierten Truppen war unerschütterlich geblieben.

Unter diesen Umständen konnte Marschall Foch seine große Offensivschlacht beginnen. Er konnte die großen Lehren Napoleons in Anwendung bringen, welche die Kriegsschule in der französischen Armee übersehen hatte, die Lehren, die der Marschall in der Schule sowohl als Lehrer als auch als Direktor gelehrt u. in seinen persönlichen Werken „Grundregeln und Grundsätze des Krieges“ niedergeschrieben hatte. Die Lehren Napoleons sagten, daß man ununterbrochen angreifen müsse, um eine Entscheidung zu erzielen, aber daß die Entscheidungsschlacht nur über eine Armee gewonnen werden könne, deren Reserven durch die Vorbereitungschlacht erschöpft, oder deren Moral und materielle Hilfsquellen geschwächt wurden.

Man muß gestehen, daß sich die Deutschen seit Anfang Juli in diesem Zustande befanden. Die Frühjahrsschlachten hatten ihre Reserven um ein Beträchtliches vermindert, und ihre Divisionen mußten die Schlacht vom 15. Juli mit geschwächtem Bestand aufnehmen. Die Moral war erschüttert, viele glaubten nicht mehr an den Erfolg. Eine Schlappe, von der ich später sprechen werde, ereignete sich am 15. Juli und sollte diesen Zweifel in Sicherheit verwandeln. Die Gelegenheit und den günstigen Moment benutzend, wollte Marschall Joch den ersten Erfolg dieser Operation ausweitern. Er wollte ununterbrochen seine Offensive fortsetzen, er wollte sie im Zeitmaß und Frontweite ohne Unterbrechung in Gang halten, um den Deutschen dadurch schließlich am 11. November den Sieg seiner Armeen zur Reminis zu bringen. Es sind dies verschiedene Offensiven, von denen ich in den nächsten Artikeln berichten werde.

(Fortsetzung folgt.)

Meier Helmbrecht und sein Sohn.

Eine Erzählung aus deutscher Vergangenheit
von Georg Paulsen.

3)

Nachdruck verboten.

Zerissen war mancher ritterliche Wams unter solchen Bedrängnissen des Lebens, und es war nicht so leicht, auf der Landstraße den leeren Beutel wieder voll und prall zu machen. Und ward elliſches Geld zusammen gepreßt und gespart, dann meldete sich die böse Gurgel mit ihrem unheilvollen Durst. Da blieb denn nichts übrig, in der Stadt bei dem Krämer neu einzulaufen, und mit den Staatskleidern der Burgherrin und ihrer Kinder war es noch lässiger bestellt. So kam es denn wohl, daß manche Rittersfrau neidisch auf die Meierfrau Gotelindis und deren Sprößlinge schaute, die eine Bauersfrau war und an Geld und Gut über alle weit hinausragte.

Schlicht war das Wesen des Meiers, bescheiden der Sinn seines Weibes, und auch an der Wiege seiner Tochter war die Hoffart kein Gast gewesen. Mit dem am nächsten wohnenden freien Bauern, dem Nachbar Baldhard, war bei der Geburt der Kinder schon ein Verspruch getroffen, denn auch dort waren ein Bube und ein Mädchen eingetroffen. Die Gotelindis sollte des Hofersben im Baldhardshofe Ehefrau werden, und Helmbrecht dessen Schwester auf den Helmbrechtshof führen. Dann blieben die beiden stattlichen freien Höfe in naher Verwandtschaft und jeder in seiner Hand.

Die Jahre gingen dahin, die junge Gotelindis lachte dem Sohne Bruno von Baldhardshofe zu, der ihr von klein auf ein Gespieler gewesen war. Des Bruno Schwester Mechthild aber erhielt auf dem Haupt einen feurigen Schein, ihr Haar erhielt eine rote Farbe. Unter dem schaute ein zartes, blasses Gesicht in die Welt, das eher einem Edelfräulein zu gehören schien, denn einer Bauertochter. Doch die Leute nannten die Mechthild einen Fuchs, weniger des Mädchens und seines roten Haares willen, als wegen ihres Vaters und ihrer Mutter, die stolz waren auf Geld und Gut, und es wenig verstanden hatten, sich Freunde zu machen.

Als Frau Gotelindis zum öfteren Male das Hohnwort „Fuchs“ oder „Füchsin“ vernommen hatte, stand es bei ihr fest, daß ihr blühend schöner Sohn Helmbrecht sich eine andere Lebensgefährtin erkären müsse. Denn solch ein Name haftet fest, und dem künftigen Herrn auf dem Helmbrechtshofe würde es sicher nicht gefallen, wenn seine Hausehre ihr ganzes Dasein hindurch die „Füchsin“ gerufen würde. Entweder mußte der Ehemann oft zum Gewaffen greifen, um solches Scheltwort zu verweisen, oder aber er ward seinem Weibe gram, und es gab eine friedlose Ehe. Und war eins so arg wie das andere. An keines von beiden wollte Frau Gotelindis denken, die mit ihrem Meier so glücklich lebte.

Gar manche fremde Sitte ward vom Welschland her, in dem der Kaiser Friedrich ein Jahr und um das andere weilte,

in sein deutsches Land geslogen. Glanz und Pracht und Brunk. Das stach den Leuten in die Augen, und gleißender Schmuck durfte auf den Gewändern nicht fehlen. Die Ritter trieben es so auf den Burgen und in ihren besetzten Häusern, und die Bürger in den Städten. Und wer die Gewalt hatte, der griff mit starker Hand zu. So lagen die Städte und ihre Bürger im ewigen Hader mit den Burgherren, und hatte ihr Aufgebot die Gewalt, so zahlten sie den Bedrängern die Pladerei heim mit Zins und Zinseszins.

Es war ein übles Gerede von den Heckenreitern, oft waren sie gefürchtet, oft auch verachtet. Aber sie trugen den Rittergurt, mochten sie ihn gleich nicht verdienen, und wen es von den jungen Leuten nicht daheim duldete im stillen Hause der Eltern, der richtete den Blick nach den Herren und Rittern. Wer dort diente und das Schwert führen lernte, der mochte selbst ein Herr und Ritter werden und über seine Diener und Knechte walten.

Und der Meiersfrau Gotelindis sang, wenn sie all' den Zauber der neuen Herrlichkeit sah, ein Vöglein ins Ohr, daß sie selbst aus ritterlichem Geschlecht sei. Sie war eines Bauern Weib und glückliche Frau geworden, aber darum war sie doch noch keine Bäuerin, wie eine andere.

Sie meinte den Vogel zu hören, wie er sang: „Gotelind, Gotelind, merk auf geschwind, Du! Ritterlich Kind! Hast Haus und Hof, viel Ingefind! Was Du gewesen, das wird, es ist wahr, dereinst Dein Blut im lockigen Haar!“

Die Weise, die ihr zuerst wie im Traum gekommen war, hielt die Frau fest und ließ sie nicht mehr los. Ritterlich Blut war sie gewesen, das sollten ihre Kinder wieder werden. Gotelindis konnte jeden Tag einen Burgmann zum Gatten haben, aber sie würde nicht wollen. Doch Helmbrecht, ihr Sohn!

Helmbrecht, der Junge, der Erbe des Hofes, der sollte sich den weißen Gurt erringen, und dann mochte er sich an der Stelle des Hofes einen neuen Sitz erbauen, ein besetztes Haus, aus dem ein neues Geschlecht hervorging. An ihrem Finger trug sie des Kaisers Ring, den Herr Friedrich dereinst der Wirtin des Hofes gespendet hatte. Er hatte dem Geschlecht des Meiers Helmbrecht seine Huld bewahrt und würde sie gewiß auch ihrem Sohne in Gnaden zu teil werden lassen.

Und sie sprach über alle diese stillen Gedanken mit dem Herrn des Hauses, der noch immer gern das Haar seiner schönen Frau streichelte.

„Was meinst Du, wenn Helmbrecht, unser Sohn, ein Ritter wird?“

Was sie noch nie auf der Stirn ihres Gatten geschaut, sah sie in dieser vertrauten Stunde, eine schwere Ader, die blutrot anlies vor Zorn. Aber gleich darauf ward der Meier wieder ruhig. Er fragte liebevoll wie sonst: „Ist der Helmbrechtshof, auf den Du so gern gekommen bist, Dir nicht gut genug für unsern Sohn? Hat er hier nicht Obdach, nicht Speise und Trank, und klingt nicht das Geld in der Truhe? Ich liebe den Knaben, wie nur ein Vater seinen Sohn in sein Herz geschlossen haben kann, keinen Wunsch habe ich ihm ver, sagt, oft ihm gewährt, was noch nicht einmal ausgesprochen war. Aber den Sohn, der sich seines Vaters und seiner Mutter schämt, dessen Bild weise ich aus meinem Herzen.“

Frau Gotelindis sah ihren Gatten erschrocken an. Ihr Helmbrecht, ihr blonder, herziger Knabe, den sie in ihren Armen getragen hatte, sollte sich seines Vaters und seiner Mutter schämen? Eher schlug der Wetterstrahl vom Himmel in den Helmbrechtshof und riß seine Mauern auseinander, eher stürzte selbst der Himmel ein und machte aus dieser Erde eine Wüste und Einöde.

(Fortsetzung folgt.)

Verantwortliche Schriftleitung, Druck und Verlag
Ph. Kleinböhl, Königstein im Taunus.